Das Heiratsjahr.

Roman von Fedor von Zobeltitz.

(10. Fortsetzung.)

Dicht vor dem Fenster lärmte und zwitscherte ein Spatzenschwarm. Das graue Völkchen befand sich sichtlich in Aufregung. Freese pflegte gewöhnlich sein Morgenbrot mit den piepsenden Herrschaften zu teilen; heut hatte er es vergessen. Der Kopf war ihm schwer; was sollte nun werden? — Bisher hatte ihn der Privatunterricht an faule oder zurückgebliebene Jungen wenigstens einigermaßen vor dem Mangel geschützt. Aber das Geld für die letzten Annoncen war umsonst ausgegeben worden; es hatte sich niemand gemeldet.

Freese suchte seine Bücher hervor; er wollte arbeiten. Doch die sorgenden Gedanken waren stärker als seine Arbeitskraft. Die griechischen Buchstaben begannen vor seinen Augen zu tanzen, sich in Reigen zu schlingen und dann im tollen Cancan über die Seite zu springen, herauf und hinab, querüber und wieder zurück. Nein — es war unmöglich; mit ruheloser Seele läßt sich nicht studieren!

Der junge Mann schleuderte das Buch ärgerlich vom Tische. Verdammte Bücher — verdammte Gelehrsamkeit! Warum war er nicht Tischler geworden, Maurer, Dachdecker, Schuster?! Die Leute brauchten wenigstens nicht zu verhungern — und bei Gott, ihm drohte der Hunger! Natürlich — wenn seine letzten paar Mark aufgezehrt waren, dann kam der Hunger an die Reihe! „Wollen 'mal sehen, wie's tut," sagte sich Freese; ein grimmiger Humor überschlich ihn. „Ich glaube, der Mensch kann wochenlang ohne Nahrung leben. Succi hat es bewiesen. Schließlich werde ich Hungerkünstler wie der Italiener, statt Gymnasiallehrer. Succi mag sich so wie so besser stehen . . ." Er streckte sich der Länge nach auf dem Sofa aus und zog den Schlafrock über die Beine. Das war die Stellung, in der er zu überlegen pflegte. Zum Teufel — war das denn nicht alles Unsinn?! Am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts verhungert man nicht mehr. Man mußte ihm helfen. Aber wer?! — Frau Möhring hatte sich dazu erboten. Nein — lieber schon hungern, als zum Almosenempfänger herabzusinken! Gab es denn nichts mehr zum Versetzen?! Ja — ein Wertobjekt, das schon längst auf die Pfandleihe wartete, besaß er noch: seine silberne Taschenuhr. Er hatte sie zur Konfirmation bekommen; der Vater mochte lange genug gespart und gedarbt haben, ehe er sie hatte bezahlen können. Dieser unglückselige, liebe, gute, närrische Vater! Er war Kantor in Nieder-Dittersdorf gewesen, einem Dorfe im Kreise Velzig. Ein Original: ungeheuer lang, erschreckend mager, immer mit großer blauer Brille, die seinem spitzen Vogelgesicht das Aussehen eines Uhus gab. [illegible] liebendes Vaterherz wollte den [illegible]zigen Sohn aus der tristen Ein[illegible]nigkeit des Dorflebens, in dem er [illegible]er aufgewachsen, herausheben; [illegible] Franz sollte dermaleinst mehr [illegible]eichen als er. Und da der Jun[illegible] fleißig war und ihm die verstor[illegible]e Mutter zudem noch ein kleines [illegible]pital hinterlassen hatte, so schien [illegible] auch alles von selbst machen zu [illegible]llen. Aber das Kapital war ge[illegible], und um es zu vergrößern, kam [illegible] Alte auf Anraten eines Bekann[illegible], des dicken Neumüllers vom [illegible]sserhof, auf die unglückliche Idee, [illegible] Spekulationspapiere zu kaufen. [illegible] verlor das Geld seines Sohnes, [illegible] eines Morgens fand man ihn [illegible] im Bette. Die Gewissensbisse [illegible]tten ihn in das Grab gebracht....

In diesem Augenblick, da Freese [illegible] lebhaft an den Vater dachte, sah [illegible] ihn förmlich leibhaftig vor sich. [illegible] dem graubraunen, eingetrockne[illegible], eigentümlich gestalteten Gesicht [illegible]ägte sich immer ein Zug leidens[illegible]ller Entsagung aus, der sich in [illegible] tiefen Linien zwischen der [illegible]igen Nase und dem Munde mar[illegible]te. Und wenn der Alte die [illegible]ue Brille abnahm, sah er aus [illegible]e die lebendig gewordene Verkör[illegible]erung des Lehrerelends. Man [illegible]nnte sich fürchten vor diesem ha[illegible]eren Greise, der sich niemals [illegible] einem langen Leben satt gegessen [illegible] haben schien. Um seinen Jungen [illegible]ine gute Erziehung zu teil werden [illegible]ssen zu können, hatte er sich die [illegible]utter auf dem Brote versagt und [illegible]um Mittagessen dünnen Kaffee ge[illegible]unken. Die Hoffnung, Franz ein[illegible]al als „Dr. phil." und wohlbe[illegible]ilten Oberlehrer an seine Brust [illegible]ließen zu dürfen, hatte ihm die [illegible]ntsagung leicht werden lassen. Und [illegible]un hatte der Moloch Spekulation [illegible]it einem Schlage alle seine Hoff[illegible]ungen zertrümmert; der Alte starb, [illegible]eil er an die Grenze seiner Ent[illegible]agungskraft gelangt war . . .

Höher und höher klomm die Son[illegible]. Es wurde stickig heiß in der [illegible]einen Mansarde. Franz war un[illegible]ätig auf dem Sofa liegen geblieben. Es war, als sei seine Arbeitsamkeit ganz plötzlich lahmgelegt worden. Die Sorgen hatten ihn in den letzten Nächten schlecht schlafen lassen; nun plötzlich überkam ihn im heißen Sonnenschein und in der dumpfen Luft des Stübchens eine unwiderstehliche Müdigkeit. Er schloß die Augen und schlummerte ein. Als er wieder erwachte, verspürte er einen grimmigen Hunger. Er sah auf die Uhr; es ging auf Eins. Seufzend erhob er sich, setzte sich aber sofort wieder, ganz beherrscht von seiner Unentschlossenheit, auf das Sofa zurück.

„Mich hungert," sagte er zu sich selbst. „Wenn ich nun tapfer wäre, würde ich dies ekelhafte Gefühl zu bekämpfen versuchen. Ich könnte eine Probe machen, wie weit meine Kourage reicht. Ich könnte wenigstens einmal einen Tag lang hungern. „Aber —"

Er sprang wieder auf. Was Teufel — dazu hatte er immer noch Zeit, wenn erst der letzte Groschen vertan war! Vielleicht kam ihm beim Glase Bier ein rettender Gedanke! Er wollte auch noch einmal auf der Expedition des Tageblattes nachfragen, ob nicht doch noch ein Brief für ihn eingetroffen sei . . . Mit fiebriger Hast warf er den alten, verschlissenen Schlafrock ab, hing ihn in den Schrank und schlüpfte in seinen schwarzen Rock, das wertvollste Stück seiner Garderobe, das er zu tragen hoffte, bis die Staatsprüfung den vorschriftsmäßigen Frack von ihm verlangen würde.

Als er über den Korridor schritt, sah er die Tür zu der gegenüberliegenden Küche halb offen stehen. Dort stand die Möhring, plättete ihre Hemdkragen und dachte dabei an den Undank der Welt.

„Ich gehe zum Mittagessen, Frau Möhring," rief Freese in die Küche hinein, „bin aber gegen Drei wieder zurück, falls jemand nach mir fragen sollte!"

„Es wird ja woll keiner," erwiderte die Möhring, und ihre Plätteisen klapperten heftig.

Die Tür fiel zu. Franz stieg die Treppe hinab, deren Dielung sich geworfen hatte und von der längst der letzte Rest der Anstrichfarbe gewichen war. Eine ewige leichte Staubschicht rieselte durch diesen tiefen, durch schmalländliche Fenster erleuchteten Treppenschacht. Das Haus, in dem der Kandidat wohnte, zählte an sechzig Parteien, nur arme Leute, die ihrerseits dies oder jenes Zimmer wieder an Aftermieter vergaben oder als „Schlafstelle" ausnutzten, so daß das ganze Gebäude mit seinen Querflügeln und dem Hinterbau von fast zweihundert Menschen bewohnt wurde. Es glich einem kollossalen Ameisenhaufen, zumal am frühen Morgen, wenn die meisten der Insassen an ihre Arbeit gingen, oder in den Abendstunden, wenn sie nach vollbrachtem Tagewerk wieder heimkehrten. Und immer war der Hof von einem lärmenden Kinderschwarm erfüllt, der hinter dem Müllkasten Verstecken spielte und das zum Ausklopfen der Teppiche errichtete Gerüst für seine Turnkunststückchen benützte.

Franz bog in eine Seitenstraße ein, in welcher die kleine Gastwirtschaft lag, in der er gewöhnlich zu speisen pflegte. Es war dies ein sehr sauber und freundlich gehaltenes Kellerlokal. Der Fußboden war mit weißem Sande bestreut; auf jedem Tische lag statt des Tafeltuchs eine schwarzweiß gemusterte Wachstuchdecke und auf den Tellern sah man Papierservietten mit einem Stilleben in einer Ecke und der Umschrift „Wilhelm Gruhle, Mittagstisch a 50 Pfennig. Elsasser Straße 102." Herr Gruhle selbst stand in respektgebietender Breite und Rundung hinter dem niedrigen Büffett mit seinen zahllosen Glasglocken, die belegte Butterbrote, Wiener Würstchen, Rollmöpse, Heringe und dergleichen mehr bedeckten.

Freese schaute sich beim Eintritt um, ob er noch einen leeren Tisch finden könne; er war in seiner jetzigen bedrängten Lage ziemlich gesellschaftsscheu geworden. Das Lokal war aber fast bis auf den letzten Platz gefüllt und durchaus nicht mit schlechter Gesellschaft. Den Hauptteil der Besucher stellte, wie es schien, die kleinere Kaufmannswelt; die meisten der Anwesenden waren wohl Kommis aus den benachbarten Geschäften; auch einige arme Studenten, die der „billige Mittagstisch" anlockte, mochten darunter sein.

Da Franz keinen gänzlich freien Tisch fand, so nahm er unweit des Büfetts an dem am wenigsten besetzten Platz. Nur ein einziger Gast hatte sich dort niedergelassen, ein junger Mensch, dessen weltfreudiges Gesicht Freese schon öfters bei Vater Gruhle gesehen zu haben vermeinte. Es war in der Tat ein ziemlich auffälliges Gesicht für unser pessimistisches Zeitalter: rund und rosig, mit einer vergnüglich aufgestülpten, wahrhaften Regennase, ohne erkennbares Nasenbein, über die ein paar eigentümlich ernste Augen unendlich verwundert über solche unpassende Nachbarschaft in die Welt schauten. Der feinlippige, durch keinen Bart verdeckte Mund schien den Augen recht zu geben, während das Kinn, rund wie eine Apfelsine und mit neckischen Grübchen, sich mehr zu der Nase hielt. So kam es, daß jeder, der den jungen Mann mit dem unlogischen Gesicht sah, zuerst freundlich schmunzelte und dann fast erschreckt zurückfuhr, wenn er den tiefernsten Blick aufgefangen hatte. Gewissermaßen als Ausgleich hatte der Besitzer dieses widerspruchsvollen Antlitzes es sich angewöhnt, möglichst freundlichst mit seinen elegischen Augen zu zwinkern und dabei den Zeigefinger wie dozierend und gleichsam die Nase verlängernd an diese zu legen . . .

„Sie erlauben," sagte Freese und rückte am nächsten Stuhle, um sich dem Fremden gegenüber niederzulassen.

„Bitte sehr," erwiderte dieser höflich und machte eine Bewegung, als wolle er einen Vortrag beginnen.

Franz wartete einen Augenblick auf die in Aussicht stehende Rede, und als nichts erfolgte, nahm er Platz und bestellte sich bei der aufwartenden Kellnerin Mittagessen und ein Glas Bier.

Der Gast nebenan hatte seine bedeutsame Miene beibehalten, anfänglich ohne zu sprechen, aber mit beiläufigem, sichtlich interessiertem Mustern der Persönlichkeit Freeses. Dann begann er verlegen auf seinem Platze hin und her zu rücken und fragte plötzlich in leichtem Plauderton: „Entschuldigen Sie . . . . sind Sie nicht, wenn ich fragen darf, Herr Freese?"

Franz blickte verwundert von seinem Teller auf.

„Sie kennen mich?"

„O — nur von Ansehn und nur dem Namen nach," erwiderte der andre. „Wir wohnen nämlich beide in gleichem Hause — ich ist, ich wohne nicht vorn heraus, sondern im Hofgebäude rechts parterre . . . Ich glaube, wir sind sozusagen Kollegen, wenn auch von verschiedenen Fakultäten. Gestatten Sie mir, daß ich mich vorstelle: Reinbold, cand. theologiae . . . ."

Die beiden Herren erhoben sich ein wenig von ihren Sitzen, machten sich gegenseitig eine leichte Verneigung, sagten: „Sehr angenehm" . . . . und setzten sich wieder.

Reinbold strich einigemal mit dem Zeigefinger seiner Nachten über seine Nase, deren humoristischer Aphorismus ihm noch unangenehmer zu sein schien, nachdem er seinen geistlichen Zukunftsberuf vor dem Nachbar kundgegeben hatte.

„Es ist merkwürdig, wie man sich manchmal so unerwartet zusammenfindet," meinte er. „Ich weiß, Sie verkehren häufiger hier unten . . . man speist ja ganz gut bei Vater Gruhle und vor allen Dingen nicht zu teuer für unsereinen . . . Stehen Sie dicht vor der Prüfung, wenn ich fragen darf?"

„Ach nein," entgegnete Freese, der seine Mahlzeit beendet hatte und nun die Teller ein wenig zur Seite schob, „ich bin leider noch nicht so weit, das heißt" — und er seufzte leicht auf — „ich könnte es schon sein, aber äußere Verhältnisse widriger Art haben mir bisher im Wege gestanden. Es ist nicht leicht, sich durchs Leben zu kämpfen, wenn man mittellos ist!"

„Du lieber Gott — wem sagen Sie das?" warf Reinbold ein; „uns armen Studenten pflegt es ja ziemlich gleich zu gehen — dem einen wie den andern! Die beste Zeit wird durch Stundengeben vertrödelt — man muß doch leben! Gewöhnlich bleibt einem nur die Nacht übrig, um sich für Examen und Amt vorzubereiten. Ob ich das kenn'! Ein Elend ist's! Hätte mich nicht ein glücklicher Zufall noch in der zwölften Stunde aus den bittersten Sorgen herausgerissen, dann säße ich heute vielleicht als Hauslehrer in einem herrschaftlichen Schlosse und könnte mich mit ungezogenen Bengels herumärgern, statt an die eigene Arbeit zu denken!"

(Fortsetzung folgt.)

— **Schlau.** Direktor (zum Komponisten vor der Premiere): „In Ihrer Operette setzt der Chor und die Musik an ganz unmotivirten Stellen plötzlich „forte" ein? . . .warum thun Sie das?!" Komponist: „Da sind die schlechtesten Stellen meiner Operette, . . . da hört man das eventuelle Pfeifen und Zischen nicht so!"

— **Eine dankbare Rolle.** Im geselligen Verein sollte ein kleines Theaterstück aufgeführt werden, und der Regisseur hatte Mühe, den Ehrgeiz der Mitglieder, die alle eine gute Rolle haben wollten, einzudämmern. Wieder näherte sich ihm ein applausdurstiger Jüngling mit der Frage: „Und was soll ich hier spielen?" — „Sie sollen den Vater der Heldin geben", war die Antwort. — „Und was hat der zu thun?" — „Er stirbt zehn Jahre vor dem ersten Akt."

Goethe in Rom.

Der Dichter wurde von Polizeispitzeln scharf beobachtet.

Eine unterirdische Reise nannte Goethe selber seine Fahrt von Karlsbad nach Rom im Herbst 1786. Im tiefsten Geheimnis, dessen Mitwisser nur Herzog Karl August war, hatte er die Flucht aus der Enge der Weimarer Verhältnisse bewerkstelligt, um nach 30 Jahren Wunsch und Hoffnung in dem ersehnten Italien die volle Freiheit von bedrückenden Staats- und Hofgeschäften zu finden und nur seinem geistigen Schaffen zu leben. Der Weimarer Geheimrat ließ nicht nur seine Staatskleider und Titel daheim, sondern auch seinen Namen; um völlig unerkannt und unbehelligt von der gleichgültigen Mitwelt zu bleiben, zog er als Maler Philipp Möller in Rom ein und vergrub sich unmittelbar nach der Ankunft in dem kleinen Künstlerhaushalt, den Wilhelm Tischbein mit einigen jüngeren Malern in einer italienischen Familie am Corso eingerichtet hatte. Doch wie sehr der Dichter es auch vermied, mit der Oeffentlichkeit in Berührung zu kommen, so ist das Versteckenspiel nicht völlig gelungen. Es sickerte nicht nur gegen seinen Wunsch etwas über seine Anwesenheit durch, sondern er selber sah sich auch genötigt, gelegentlich sich über den engern Kreis der Eingeweihten hinaus zu erkennen zu geben. Goethe berichtete in seinen Briefen nach Hause schon wenige Wochen nach der Ankunft in Rom, daß er einen Bruder der ihm befreundeten Gräfin Harrach, einen Prinzen Liechtenstein in der Galerie Doria getroffen habe. Ein persönlicher Verkehr ließ sich nicht wohl abweisen; er wußte, daß der Dichter mit seinem Hausgenossen Tischbein wiederholt bei dem Prinzen gespeist und dort die Bekanntschaft italienischer Abbaten und Schöngeister gemacht hat. Diese Herren fühlten um so weniger die Verpflichtung der Verschwiegenheit über die wahre Persönlichkeit Philipp Möllers, als ihren selbstischen und eiteln Zwecken die Beziehung zu dem großen deutschen Dichter äußerst willkommen war und sich vorteilhaft ausmünzen ließ. Es ist bekannt, daß der literarische Kreis um Prinz Liechtenstein, an dessen Spitze der Dichter Vincenzo Monti stand, aus der Freundschaft mit Goethe Nutzen für die Uraufführung eines neuen Schauspiels im Teatro Valle zu ziehen versuchte und seine Gunst dadurch zu gewinnen hoffte, daß sie ihm die zweifelhafte Ehre der Aufnahme in die Poetengesellschaft Arkadia verschaffte; daß diese feierliche Aufnahme, die Goethe mit Höflichkeit und heimlichem Lachen über sich ergehen ließ, im Grunde ein possenhafter Schwindel war, ist nachträglich einwandfrei festgestellt worden. (Vergl. hierüber meinen Aufsatz im Goethe-Jahrbuch 1904, XXV, 196—207.) Minder bekannt ist, daß die Lüftung des Schleiers, in den der Dichter sein wahres Ich in Rom zu hüllen suchte, ihn vorübergehend dem Verdacht ausgesetzt hat, ein verkappter politischer Sendling des Königs von Preußen zu sein, und ihm eine heimliche Ueberwachung durch die österreichische Diplomatenpolizei zugezogen hat. Das ging so zu:

Prinz Joseph Wenzel Liechtenstein, der Bruder der Gräfin Harrach, damals ein junges, leichtlebiges Wiener Blut von kaum 20 Jahren, der zwar nach Rom geschickt war, um Geistlicher zu werden, aber für den Priesterstand weder den Beruf fühlte, noch die Wesenseigenschaften besaß, nahm es mit dem Schweigen über das wirkliche Ich des Malers Philipp Möller ebensowenig ernst wie seine italienischen Freunde und hat, vielleicht unter dem üblichen Siegel des Geheimnisses, darüber an seine Angehörigen in Wien geschrieben. Dort gelangte die Kunde auch zu den Lenkern der auswärtigen Politik des hapsburgischen Reiches am Ballplatz. Die bezopften Köpfe, die sich dort über die grünen Tische beugten, konnten den Gedanken nicht fassen, daß ein hoher Staatsbeamter und Günstling des Herrschers, einmal der Hoflust gründlich satt sein und nur den sehnlichen Wunsch hegen könnte, für eine Weile nichts als Mensch und vor der großen Welt verborgen zu sein; sie konnten sich nicht denken, daß der Weimarer Herr Geheimrat im Gewand eines unscheinbaren Malers nach Rom gereist sei, lediglich um Verse zu machen und brotlose Künste zu treiben. Nein, hinter dieser Inkognitoreise mußte ein politisches Ränkespiel stecken! So sahen die Herren am Ballplatz in Wien in dem Dichter, der am Tiberstrand gerade damit beschäftigt war, in seiner Iphigenie den Triumph der lautersten Wahrhaftigkeit einer reinen Seele zu verherrlichen, nichts als das Werkzeug oder den Anstifter einer trügerischen Diplomatenlist. Daß Goethes Serenissimus, der kleine Herzog von Sachsen-Weimar, große Politik mit dem Oberhaupt der katholischen Christenheit treiben könnte, erschien ausgeschlossen; aber der Herzog stand ja mit Berlin in dem besten Einvernehmen, war Offizier des Königs von Preußen, gegen welches die Wiener Herren mit Mißgunst und Argwohn erfüllt waren. Gewiß war der Weimarer Geheimrat als Träger irgend eines Anschlags dieser Maleslizberliner gegen die Anliegen des Hauses Hapsburg an die römische Kurie entsandt worden und wähnte unter der Maske eines harmlosen Malers seine Schliche vor den Augen der kaiserlichen Diplomatie verbergen zu können. Zwischen Berlin und Rom gingen ja gerade damals Dinge vor sich, die den Verdacht der Wiener Staatskunst gegen das aufstrebende Preußen vermehrten mußten: der Nachfolger des großen Friedrich hatte sich entschlossen, in der Person des Abbate Ciofani einen dauernden Geschäftsträger beim Heiligen Stuhl zu ernennen, und im Jahre 1787 hatte das römische Hof- und Staatswochenblatt zum ersten Male dem Markgrafen von Brandenburg den Titel „König von Preußen" zugestanden. Da war sicher etwas im Werk, was dem hapsburgischen Kaiserhause Abtrag tun konne und vereitelt werden mußte!

Fürst Kaunitz sandte daher am 8. März 1787 an den diplomatischen Vertreter des Kaisers in Rom die Weisung, die Schritte des Geheimrats Goethe zu überwachen und den verborgenen Zweck seines Aufenthalts in Rom auszukundschaften. Bevollmächtigter Minister war dort seit dem Tode des Kardinals Albani der tschechische Graf Franz Hrzan von Harras, ehemaliger Zögling des Collegium Germanicum, dann Auditor der Rota für Deutschland und seit 1780 Kardinal des Titels S. Croce in Gerusalemme. Schon im Jahre seiner Erhebung zum Purpur hatte Kaiser Joseph II. ihn mit den Worten gekennzeichnet: "C'est un fripon et un fourbe de la première classe" (das ist ein erstklassiger Schelm und Spitzbube). Wenn dies Urteil zutreffend war, dann mußte es dem Kardinal Hrzan wohl gelingen, hinter Philipp Möllers Schliche zu kommen. Bis dahin hatte der damals 52jährige, vielfach kränkliche Diplomat sich um den Gast aus Weimar ebensowenig gekümmert, wie um die Deutschen in Rom überhaupt, soweit sie ihm nicht durch amtliche Stellung oder gesellschaftlichen Rang näherkamen. Er war daher nicht imstande, sofort dem Fürsten Kaunitz eine befriedigende Auskunft über den verdächtigen Goethe zu geben und antwortete am 21. März, er gedenke über diesen und über „einen andern wichtigen Gegenstand" am künftigen Samstag näheres zu schreiben. Dieser andere wichtige Gegenstand war die schwebende Wahl eines Koadjutors des Kurfürsten von Mainz, wo Preußen durch die Ernennung Dalbergs eine Sicherung gegen den um sich greifenden österreichischen Einfluß zu gewinnen hoffte. Nachdem Hrzan in den folgenden Tagen seine Kundschafter auf Goethes Spuren geschickt hatte, konnte er am 24. März einen langen Bericht über die beiden Punkte nach Wien senden, die ihm in engem Zusammenhang zu stehen schienen. Der „erstklassige Schelm und Spitzbub" hat aber in der Hauptsache gründlich fehlgegriffen, indem er sich zunächst mit der Absicht des Königs von Preußen beschäftigte, seinen zweiten Sohn, den 1796 verstorbenen Prinzen Friedrich Ludwig Karl, auf den Mainzer Koadjutorposten zu bringen, und dann unter den Personen, „welche in das von dem preußischen Hof in Absicht habende Wahlgeschäft zu Mainz einen Einfluß haben dürften", neben dem preußischen Residenten Ciofani, dem mainzischen Sachwalter Fargna, dem beim spanischen Botschafter Grafen Mahoni in Diensten stehende Abbate Segrilli auch den Herrn Goethe nennt. Damit glaubte Kardinal Hrzan das Geheimnis der Inkognitoreise des Weimarer Geheimrats ergründet zu haben. Er hat zwar festgestellt, daß derselbe einen lebhaften Briefwechsel mit verschiedenen Gelehrten und mit seiner Mutter in Frankfurt unterhielt — von letzteren Briefen gelang es dem Kardinal einen abzufangen und an Kaunitz zu senden! — daß er als Zweck seiner Reise das Studium der Kunstwerke und Altertümer angab, dieser Beschäftigung auch mit großem Eifer oblag, mehrere Zeichnungen anfertigte und seine Iphigenie vollendete, sich nicht in die vornehme Gesellschaft einführen ließ, weil er, wie er sagte, „keine Garderobe mit sich führte", aber er hat auch die höchst verdächtige Tatsache ausgekundschaftet, daß Goethe Briefe an seinen Fürsten unter der Aufschrift „An Herrn Goethe, Geheimrat des Herzogs von Sachsen-Weimar" absandte, die den Glauben erwecken sollte, als sei er selbst noch in Weimar anwesend. Daher hielt Hrzan es für erforderlich, den Briefwechsel Goethes zu überwachen, seine Schreiben vor dem Abgang in Rom eröffnen und Abschrift davon nehmen zu lassen, die er dem Fürsten Kaunitz einsenden würde. „Ich habe," gesteht der Kardinal weiter, „meinem Sekretarius aufgetragen, dem Herrn Goethe zu schreiben und unter dem Schein ihn zu ersuchen, sich mit einem Paket für ihn zu beschweren, einer "Lascia passare" (Befreiung von der Zolldurchsuchung) bei seiner Zurückkunft von Neapel anzutragen, in der Absicht, damit ich dessen Siegel erhalte, welches ich geheim werde nachstechen lassen." Er stellte dann dem Fürsten Kaunitz anheim, zu gedachtem Zweck die angemessenen Befehle an die Postbehörde zu erteilen.

Hat Kardinal Hrzan mit diesem Verfahren gegen den ahnungslosen Goethe das Urteil Josephs II. gerechtfertigt, daß er ein erstklassiger Schelm und Spitzbub sei, so hat er doch in Wien mit seinen Listen kein Glück gehabt. Dort sah man offenbar inzwischen ein, daß der schlaue Kardinal auf dem Holzwege war, und Fürst Kaunitz schrieb am 19. April an ihn mit dem Auftrag, „die Schritte des Herrn Marchese Lucchesini mehr als jene des sachsen-weimarischen Geheimrats Goethe zu beobachten", und Hrzan erklärte am 2. Mai, dieser Weisung folgen zu wollen. Am 2. April war nämlich der schon von Friedrich dem Großen in Dienst genommene Marchese Lucchesini in Rom eingetroffen, der tatsächlich mit Unterhandlungen wegen der Mainzer Koadjutorwahl beauftragt war, die er auch den Wünschen der preußischen Regierung entsprechend zum Ziel geführt hat. So wurde Goethe, noch während er in Neapel weilte, von der ihm drohenden geheimen Ueberwachung durch die kaiserliche Gesandtschaft in Rom befreit. Er selber scheint die Wolken, die sich damals über seinem Haupte zusammenzogen, nicht wahrgenommen zu haben. Kardinal Hrzan ist dem Olympier völlig gleichgültig geblieben. Der kaiserliche Gesandte hingegen hat, wenn er auch die Briefe Goethes nicht mehr erbrechen ließ und keinen geheimen Sendling der preußischen Politik mehr in ihm argwöhnte, doch noch einige Male kurze Nachrichten über ihn nach Wien geschickt. Er meldete am 23. Juni 1787 seine Rückkehr aus Neapel an und am 16. April 1788 die bevorstehende Abreise aus Rom, glaubte auch berichten zu können daß der Weimarer Geheimrat bald darauf mit seinem Fürsten an den Tiber zurückkehren würde. Noch am 30. August 1788 schrieb Hrzan nach Wien: „Ich vernehme, daß der bekannte Herr Goethe diesen Winter wieder hierher komme." Auch darin hat sich der erstklassige Schelm geirrt. Nach dem schmerzlichen Abschied im April 1788 hat Goethe trotz aller Sehnsucht Rom nicht wieder gesehen.

Die Abenteuer des „Seeadler".

Kommandant Graf Luckner über seine Kreuzfahrten.

Halle, Ende Juli.

Der aus englischer Gefangenschaft zurückgekehrte kühne Kommandant des „Seeadler", Graf Luckner, ein geborener Hallenser, sprach hier im „Volksbund zum Schutze der deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen" über seine Kreuzerfahrten im Atlantischen und Stillen Ozean. Man erfuhr dabei über die Fahrt, die wohl die abenteuerlichste war, die je ein deutsches Schiff unternommen hat, mancherlei noch unbekannte Einzelheiten.

Schon die Vorbereitung des Unternehmens war von abenteuerlicher Romantik erfüllt. Nach der Schlacht am Skagerrak erhielt Graf Luckner an Bord der „Möwe" den Auftrag, nach Hamburg zu gehen. Von dort befahl ihn der Admiralstab nach Berlin. Hier fragte man ihn: „Getrauen Sie sich, ein Segelschiff durch die Blockade zu bringen?" Er antwortete freudig: „Ja!" — „Was ist die Hauptsache dabei?" — „Schweigen!" — Die Antwort gefiel und Luckner ward Kommandant eines Segelschiffes, das in Geestemünde auf der Tecklenburger Werft für die Abenteuerfahrt im Ozean umgebaut werden sollte. Luckner selbst suchte sich ein geeignetes Schiff im Hamburger Hafen aus, und zwar einen deutschen Segler, den ein englischer Hilfskreuzer aufgebracht und mit einer Prisenmannschaft besetzt hatte, bis ein deutsches U-Boot ihn befreite und samt den Engländern nach Hamburg brachte. Das Schiff erhielt einen Motor, allerdings sorgfältig verkleidet, um ja den Charakter des Segelschiffes äußerlich voll zu wahren. Nach dem Muster des norwegischen Holzschiffes „Maletta," auf dem Luckner gefahren war, wurde der Segler hergerichtet. Mit einer Holzladung als Aufbau auf Deck. Luckner reiste nach Dänemark, wo die wirkliche „Maletta" in einem Hafen lag, und brachte es unter tausend Listen fertig, das Logabuch von der norwegischen „Maletta" zu bekommen. 64 geeignete Leute wählte sich Luckner als Besatzung aus, davon 23, die ebenso wie er gut norwegisch sprachen. An Bord nahm er eine Kanone, zwei Maschinengewehre, Handgranaten und andere Munition. Aber die wirkliche „Maletta" lief früher in See und so mußten denn die Schiffspapiere abgeändert werden.

Am 21. Dezember 1916 wurden die Anker gelichtet, und in der Nordsee teilte Luckner dann seinen blauen Jungens mit: Unser Schiff heißt „Seeadler." Unter heftigem Sturm gelangte der Segler durch die Minenfelder, dicht unter der englischen Küste vorbei, aber ein Orkan warf das Schiff nach Island. Eisige Kälte herrschte. Das Schiff ward zum Eisklumpen. Wir mußten Sauerstoff anwenden, um das Eis zu schmelzen. Uns selbst rettete der Grogkessel. Am 25. Dezember kam ein 18,000 Tonnen großer englischer Hilfskreuzer, die Kanonen auf uns gerichtet. Es gelang mir, den Kreuzer zu überzeugen, daß wir ein harmloses norwegisches Holzschiff seien. Als ich dem Kommandanten auf seine Frage nach irgendwelchen Beobachtungen mitteilte, ich hätte vor kurzem eine niedrige Rauchwolke gesehen, glaubte er, ein deutsches U-Boot sei in der Nähe, und verschwand. Weihnachten wurde die Holzladung über Bord geworfen, die Kanone aufgefahren und Kriegsflagge gesetzt. Vier Tage später taperte ich den ersten Dampfer, ein Schiff mit 6000 Tonnen Zucker. Die folgenden Tage eine Anzahl Dampfer mit Fellen, Weizen und Getreide. Alles wurde versenkt. Nur von einem Dampfer aus Brasilien, der Champagner, Rotwein und Likör geladen hatte, nahmen wir den größeren Teil der Ladung über. Der Kapitän beklagte sich, daß er nicht, wie seine Kollegen, später aus Südamerika abgefahren sei, und nannte eine Anzahl Schiffe. Luckner konnte ihm die Ueberraschung bereiten, daß er ihm sogleich die Kommandanten des größeren Teiles der genannten Schiffe persönlich vorstellte; er hatte nämlich die genannten Schiffe schon einige Tage früher abgefaßt und versenkt. 880 Gefangene waren schon an Bord. Mit einem englischen Schiff schickte sie Luckner nach Rio de Janeiro.

Fünfmal kam der „Seeadler" um das Kap Horn, einmal hätte ihn beinahe ein englischer Panzerkreuzer, der auf der Suche nach dem „Seeadler" war, abgefaßt. Das Schiff mit den Gefangenen war nämlich früher, als Luckner berechnet hatte, nach Rio de Janeiro gekommen. Und nun hatte die Jagd auf den „Fliegenden Holländer," wie die Seeleute den „Seeadler" nannten, sogleich eingesetzt. Eine Nebelwolke rettete den „Seeadler" vor dem englischen Panzerkreuzer. Monatelang kreuzte Luckner im Großen Ozean; neun Monate lang hatte man kein Land gesehen und keinen frischen Proviant eingenommen. Den Mannschaften und ihrem kühnen Führer schwollen die Beine; alle litten an Skorbut. Am 1. August lief der „Seeadler" in der Südsee die Insel Pompeja an, wo viele Schweine vorhanden waren. Am 2. August sollte alles an Land gehen, aber da kam ein Seebeben von Samoa her und warf den „Seeadler" auf ein Korallenriff. Für das Schiff gab es keine Rettung mehr. Tag und Nacht wurde gearbeitet, Proviant und andere wertvolle Ladung ans Land zu bringen. Ein zweites Seebeben machte indes alle Mühe zuschanden. Seine Mannschaft zurücklassend, machte sich Luckner in einem 5½ Meter langen, kleinen Rettungsboot, das nur 5½ Zentimeter über Wasser ging, mit einem Leutnant und vier Mann am 23. August auf und gelangte nach einer Fahrt von 2300 Meilen nach den Fidschiinseln, um dort möglichst durch Ueberrumpelung ein neues Schiff zu bekommen. Aber Sturm zwang ihn, einen Hafen aufzusuchen. Ein englischer Offizier mit elf bewaffneten Hindus trat ihm entgegen. Luckner hielt es, da er in Zivil war, nicht für richtig, auf den Offizier zu schießen, was er wohl gekonnt hätte, sondern gab sich gefangen.

Neuer Schmugglertrick. Die Damen von der dänischen Grenzkontrolle in Nordschleswig haben eine sonderbare Entdeckung gemacht: jeden Tag wird bei Leibesvisitationen festgestellt, daß weibliche Reisende, die die dänische Grenze passieren, zwar sehr hübsch bekleidet sind, aber daß sie das eine wichtige Kleidungsstück nicht tragen, das eigentlich alle Menschen zu jeder Zeit anhaben — nämlich das Hemd! Und das sonderbarste ist, daß die hemdlosen Damen auf der Rückkehr alle wieder im Besitz dieses wichtigen Wäschestückes sind! Die Erklärung ist einfach. Die schlauen Reisenden wollen einfach den Zoll auf die Einfuhr eines neuen Hemdes aus Dänemark nach Nordschleswig sparen. Ein Hemd, das man trägt, kann doch unmöglich verzollt werden, — so fahren die Nordschleswigerinnen eben ohne Hemd in die Fremde und kommen mit vermehrtem Wäscheschatz wieder nach Hause.

Hapag noch nicht im Betrieb. Wie das „Journal of Commerce" mitteilt, hat der Hamburger Chef der Firma K. M. Faber and Co., der mit dem „Frederick VIII." in New York eingetroffen ist, die Erklärung abgegeben, daß die Hamburg-Amerika Linie zurzeit für die Kerr Steamship Company und die Packet Steamship Company als Frachtagent tätig sei und keine Vorkehrungen getroffen habe, um den eigenen Betrieb wieder aufzunehmen. Er erklärte weiter Meldungen von einer Verschmelzung der Hapag mit amerikanischen Schiffsgesellschaften für unbegründet. Die Hapag werde vielmehr solange als Agent für die beiden genannten Gesellschaften arbeiten, bis sie einige der ihr unter dem Friedensvetrag abgenommenen Schiffe zurückerhält.